

Rolf Lange

Ich war einmal

Ich war einmal, vor langer Zeit.

Seither habe ich so vielen Kompromissen zugestimmt, dass praktisch jeder mich mag – aber was ist mit mir? Ich bin aus meinem eigenen Leben verschwunden.

An so manchem Morgen starrt mich aus dem Spiegel im Bad ein Gesicht an, das ist mir so fremd, von dem möchte ich am liebsten Untermiete einfordern. Dieser leere Blick aus müden Augen, das kann doch unmöglich der meinige sein.

Da kam vor einem Monat der Brief zur rechten Zeit. Auf dem Umschlag stand: *Die Klasse von 1983 – das große Wiedersehen!* Für mich hieß das: Rückführung in ein besseres Leben.

Meine Zeit mit Carmen.

Alle sind sie gekommen. Bloß Carmen fehlt. Aber es ist ja noch früher Abend.

„Mensch, da ist ja Klaus“, sagt Frank, dann ist er weg, rüber zu dem dicken Kerl mit der Halbglatze, ganz hinten im Garten, neben Grill und Zapfanlage.

Klaus? Nie gesehen, den Kerl. War das einer aus den hinteren Reihen gewesen?

Frank bedeutet mir mit hektischem Winken, herüberzukommen, dann habe ich Klaus auch schon um den Hals, die Luft ist von Old Spice gesättigt, und mir wird auf den Rücken geklopft, als habe ich schlimmen Husten.

Wie es mir denn gehe, will Klaus wissen, gut sähe ich aus, was ich denn so mache, eine Ewigkeit sei das jetzt her, ob ich mich noch an diese verrückte Sache mit dem Schwamm und dem Mathelehrer erinnere, Schneider hieß der, oder Schmidt, der Lehrer, nicht der Schwamm, hahaha, aber das sei ja auch nicht wichtig, jedenfalls, ganz schön verrückt seien wir damals gewesen ...

Ich nippe an meinem Bier und versuche, an den richtigen Stellen zu nicken.

Unterdessen krame ich in den vergilbten Bildern meiner Vergangenheit nach einem Burschen, der die Geschichte mit dem vollgepinkelten Schwamm siebenundzwanzig Jahre später noch für ein denkwürdiges Ereignis halten sollte. Vergeblich. Klaus muss aus einem Paralleluniversum stammen, wenigstens aber aus der Parallelklasse, wiewohl Frank die Wortkaskaden des Dicken dann und wann mit „Ja, genau“-Rufen befeuert, und also muss was dran sein an der Klassenzugehörigkeit, denn Frank war vier Jahre lang mein Tischnachbar gewesen, das zumindest kann ich mit Bestimmtheit sagen.

Wie überhaupt Frank der einzige unter den Gespenstern der 10b ist, der sich für mich verstofflicht hat. Die anderen bleiben auf eigentümliche Weise halbtransparent; schemenhafte Gestalten, die sich in Grüppchen zusammengefunden haben oder durch den Garten streifen, nur vage beleuchtet von rußenden Fackeln und den bunten Lampions im Laubwerk der mächtigen Eiche.

Klaus ist eine Stalinorgel fauler Witze. Inmitten des Blindgängerbeschusses schaue ich mich um. Wo bleibt Carmen?

Klaus boxt mir kumpelhaft gegen die Schulter. „Hörst gar nicht zu, hm?“

Ich sage: „Tschuldige, aber ich muss mal dringend wohin“, dann drehe ich mich um und überlasse Frank seiner schwatzhaften Entdeckung.

Auf der Suche nach Carmen irre ich durch die lauter werdenden Nachrufe der Veteranen ringsum: Die Schulzeit ist tot, lang lebe die Schulzeit.

Jeder heimlich unter der Schulbank freigesetzte Furz bläht sich auf zu einem Sabotageakt gegen den Stumpsinn des Unterrichts. Jedes Zuspätkommen gerät zur offenen Rebellion gegen das Diktat des Stundenplans. In diesem Garten werden Helden geboren. Wir waren gar nicht in der Schule. Wir waren im Widerstand. Ach was, wir waren im Krieg. Wir lagen in unseren ABC-Schützengräben und hielten mit unseren *Pelikan*-Maschinengewehren auf alles drauf, was sich an der Tafel bewegte, fünfmal in der Woche, nur in den Ferien nicht.

Ich schätze, so läuft das.

Du brauchst diese Erhöhung deiner Vergangenheit. Eines Morgens wachst du auf und bist vierzig. Du hast alles erreicht. Du bist Abteilungsleiter. Du hast ein Auto (noch 26 Raten). Du hast eine Wohnung (noch 140 Raten). Du hast preisreduzierte Designermöbel und eine Zahnzusatzversicherung. Du hast dich an deine Frau gewöhnt. Im Supermarkt sammelst du Herzen und Treuepunkte, im Januar machst du für August drei Wochen Dominikanische Republik all inclusive mit 30% Frühbucherrabatt klar, und dann spendest du 25 Euro für die Erdbebenkinder in Haiti. Du lebst das bonbonbunte Leben in deinem fußballfeldgroßen Flachbildschirm nach.

Nachts, wenn der betäubende Lärm deiner Welt verebbt, liegst du in der Dunkelheit in deinem Bett, die Beine unter der Decke bis an den Bauch gezogen. Du lauschst dem Ticken deiner Armbanduhr auf dem Nachttisch ... *tick tick tick* ... Du fragst dich, wie viel Zeit dir noch bleibt, und die Uhr tickt schneller, und dein Herz schlägt schneller.

Du wolltest mal Geparden erforschen. Du wolltest barfuß durch die schottischen Highlands streifen, wo es nur einen geben konnte, und das warst du.

Aber ich war nie in Schottland – meine Frau liebt den Süden. Und Geparden? Ich fühle mich eher wie Rilkes Panther:

*Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe,
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

Dann, endlich: Carmen! Ich erkenne sie sofort.

Sie steht im Wohnzimmer bei Susanne, unserer Gastgeberin, und überreicht ihr ein Geschenk. Die beiden umarmen sich. Sie wechseln einige Worte. Carmen wirft ihren Kopf leicht in den Nacken und lacht. Sie ist noch genauso schön wie damals auf der Abschlussfahrt nach Norderney, als sie mit einer Gitarre an dem funkenspeienden Lagerfeuer saß und Bob Dylans „How many roads must a man walk down“ sang. Ich hockte neben ihr, geplagt von dieser verfluchten Akne und einer mit monströsem Hunger erwachten Libido. An diesem Abend nahm ich sie beiseite und fragte sie. Sie muss aus meinem hilflosen Gestammel den rechten Sinn herausgehört haben – nach einer Weile nahm sie meine verschwitzten, zitternden Hände und sagte: „Wir können es ja versuchen.“

Ihre Freundinnen verstanden es nicht: Was willst du denn mit dem?

Meine Freunde verstanden es auch nicht: Wie hast du die denn rumgekriegt?

Die Aussicht auf ein Leben mit Carmen erschien mir wie die Eintrittskarte in ein Road-Movie. Eine wilde Fahrt auf unbefestigten Pisten, die Musik bis zum Anschlag aufgedreht, an jeder Ecke ein Abenteuer, und riss einmal der Keilriemen, musste ein Nylonstrumpf her, dann wurde wieder aufs Gas gedrückt.

Als ihr Vater während der Sommermonate eine Stelle in München fand, zogen sie fort. Einige tränenreiche Telefonate noch, und das war es dann. Ich kam von der aufregenden Piste ab und geriet, im Schlepptau von Heirat und Studium, alsbald auf die A 40 meines Lebens. Hier ist alles asphaltiert. Es gibt Notrufsäulen. Geschwindigkeitsbegrenzungen. Schallschutzmauern und Mittelstreifenbegrünung. Die Ausfahrten sind genau benannt und werden rechtzeitig angekündigt. Kommt es zu einem Stau, so ist es er nie von langer Dauer. Es geht immer weiter, irgendwie. Das Entsetzlichste aber ist: In jedem Straßenplan ist verzeichnet, wo diese Straße endet. Du weißt schon genau, was kommt, ehe du noch am Ziel bist.

Ich kann Bob Dylans Frage nicht erschöpfend beantworten: Wie viele Straßen? Diese Straße, diese A 40 – *meine* A 40 –, sie allein mag ausgereicht haben, mich zum Mann zu machen. Aber sie hat das Kind in mir getötet. Ganz zu Anfang ist es über die Straße gelaufen; ich bin einfach drübergefahren und habe Fahrerflucht begangen.

Hinter dem Panoramafenster schickt Carmen sich an, die Terrasse zu betreten. Dann wird auch sie mich bald entdecken. Ob sie hergekommen ist, um mich zu sehen?

Ich bin nervös. Aufgekratzt.

Was, wenn ich mir etwas vormache?

Ihr Gesicht ist mir wohlvertraut, sicher, aber sonst? Die Nachwuchsmadonna mit dem Zahnspangenlächeln und dem *Like-a-Virgin*-Look von C&A ist verschwunden – Carmen trägt jetzt ein modisches Kostüm und elegante, schlichte Pumps. Ich habe mit einem Mal Angst, sie könnte mir von ihrem Mann und ihren Kindern erzählen. Von ihrem Auto und ihrer Wohnung, und dass sie bald genug Treuepunkte zusammen hat, um sie gegen diese hübsche Espressomaschine einzutauschen. Vielleicht, mein Gott, vielleicht hat sie ja ihre Zähne extra versichert.

Sie kommt auf die Terrasse und schaut sich neugierig um.

Plötzlich will ich nur fort. Was tue ich eigentlich hier? Darauf hoffen, dass Carmen mir mein Leben zurückgibt, meine Träume? Dinge, von denen ich selbst kaum weiß, wo ich sie begraben habe?

Der feiste Klaus gesellt sich zu mir, patscht mir betrunken auf die Schulter und gröhlt: „Bernd, guck mal, da ist Carmen. Na los, beweg dein’ Arsch.“

Ich mache mich von ihm los. Carmen hat es gehört, natürlich. Sie schaut herüber und winkt mir zu. Ich winke zurück.

Klaus hat ja recht. Ich muss meinen Arsch bewegen. Aber anders, als er das meinte.

„Wo willst du hin?“, ruft Carmen mir nach, als ich zum Gartentor eile, das Herz vor Aufregung nah am Zerspringen.

„Termine“, gebe ich über die Schulter zurück und tippe im Laufen auf meine Armbanduhr.

Am Wagen schnaufe ich kurz durch und greife nach dem Handy.

Meine Frau meldet sich besorgt. „Bernd? Ist was passiert?“

„Ja“, sage ich. „’ne ganze Menge.“ Und dann, unvermittelt: „Kommst du mit nach Schottland?“

„Wie kommst du denn jetzt darauf?“

„Ob du mit nach Schottland kommst, will ich wissen. Du und ich. Und lass die Mücken aus dem Spiel. Selbst wenn da Millionen Mücken rumschwirren, das juckt mich nicht.“

„Können wir das nicht später ...“

„Es gibt kein später, hörst du? Ich will eine Antwort: Ja oder nein?“

Sie schweigt einen langen Moment. Stellt den Fernseher stumm. Da ist nur noch unser beider Atem, weit voneinander entfernt, und doch so nah.

„Ja“, sagt sie schließlich, „okay, wir fahren nach Schottland.“

Und während ich heimfahre, die Musik bis zum Anschlag aufgedreht, wird mir klar, dass dies kleine Wort „Zuhause“ lang nicht mehr so schön geklungen hat.